

## Der Tod ist ihr ständiger Begleiter

So gehen Hospizmitarbeiterinnen und Bestatterinnen mit Sterbenden und dem Tod um

Von Julia Brunner

SPAICHINGEN - Der alte Mann trägt einen schwarzen Anzug und ein weißes Hemd. In seinen über dem Bauch verschränkten Händen hält er einen Rosenkranz mit schwarzen Steinen und zwei rote Rosen. Ein Foto liegt darüber. Der Mann, er sieht aus als würde er mit entspannten Gesichtszügen schlafen, rührt sich nicht. Er ist tot. „So, für ihn wird es jetzt Zeit“, sagt Bestatterin Ursula Koch. Sie ist ganz in schwarz gekleidet mit einem Hut und Mantel. Seit 2008 ist sie Bestatterin und leitet ihr Bestattungsunternehmen in Spaichingen und Trossingen.

Der Verstorbene liegt in einem hellen Holzsaarg, die Familie hat sich bereits von ihm verabschiedet. Zusammen mit ihrem Mann und ihrer Auszubildenden Isabella Greitmann schließt Koch den Saarg. Ursula Koch und Isabella Greitmann gehören zu den Personen, die aufgrund ihres Berufs täglich mit dem Sterben und Tod von Menschen zu tun haben. Während die meisten Menschen sich nur bei schweren Krankheits- oder Sterbefällen in der Familie und im Bekanntenkreis genauere Gedanken über den Tod machen, gehört er zu dem Alltag der Bestatterinnen.

Auf dem Spaichinger Friedhof ist an diesem Freitag viel los. Koch und ihre Angestellten begleiten drei Trauerfeiern, bei der ersten hält sie zudem noch eine Trauerrede. Bei der Vorbereitung der Trauerfeier muss jedes Detail stimmen. Die Kerzen müssen richtig stehen, das Seidentuch farblich zu der Blumendekoration passen. Ursula Koch weist Isabella Greitmann an, die Holzkugeln nach Größe sortiert an dem Rand des weißen Seidentuchs aufzureihen.

„Die Augen eines trauernden Vaters oder einer Mutter, die ihr Kind weggeben müssen, sind schon hart“, sagt Koch. „Ich habe aber die nötige Distanz. Ich fühle mit, ich leide aber nicht mit.“ Kurz vor Beginn der Trauerfeier geht Koch zu ihrem Auto, sie hat ihren Lippenstift vergessen. Nicht nur bei der Dekoration der



Sie kümmern sich um Sterbende und Verstorbene: Monika Berenz, Susanne Schell (o.l. und u.l.), Isabella Greitmann und Ursula Koch (o.r. und u.r.). FOTO: JULIA BRUNNER

Trauerfeier, auch bei Ursula Koch selbst muss jedes Detail stimmen. „Wenn ich mal sterbe, müssen sie mir gleich einen Fettstift oder Lippenstift mitgeben“, sagt sie. Dann kommen die Angehörigen und Ursula Koch spricht mit der trauernden Mutter, bevor sie sich neben die Urne stellt und mit der Trauerrede beginnt.

Isabella Greitmann, die 23-jährige Auszubildende als Bestattungsfachkraft, steht hinter den Trauergästen und beobachtet das Geschehen. Auch sie trägt heute schwarz und hat ihre hellblonden Haare in einen losen Zopf gebunden. Schon im Alter von 13 Jahren war sie sich sicher, dass sie Bestatterin werden möchte. In einem Buch hat sie von einem Charakter gelesen, der Bestatter war und sie wuchs selbst neben einem Friedhof auf.

Greitmann weiß, dass sie den Tod nicht ändern kann, aber sie möchte den Angehörigen den Abschied so leicht wie möglich machen. „Jeder Mensch hat seine individuelle Zeit und ich persönlich glaube, dass der Tod eines Menschen von Anfang an vorausbestimmt ist und das hilft mir sehr mit diesem Beruf umzugehen. Vor allem auch mit schwierigeren Situationen“, sagt sie. Beim Malen und Gesprächen mit Freunden verarbeitet sie Fälle, die ihr besonders nah ge-

hen, wie verstorbene Kinder oder Suizide.

„Wir sind doch so nah und doch so fern von den Menschen und das ist das Interessante an diesem Beruf und auch das Thema mit dem Tod ist etwas das in unserer Gesellschaft ja auch sehr tabuisiert wird“, sagt Greitmann. Sie wünscht sich, dass sich die Menschen offener mit dem Sterben auseinandersetzen, da es uns alle beträfe.

Im Hospiz am Dreifaltigkeitsberg herrscht eine ruhige, familiäre Atmosphäre. Die Wände sind hell, durch die Fenster fällt viel Licht nach innen. Mehrere Gäste frühstücken, die Pflegerinnen helfen ihnen. Monika Berenz ist 77 Jahre alt und engagiert sich seit über 20 Jahren in der Sterbegleitung. Seit acht Jahren hilft sie ehrenamtlich im Hospiz am Dreifaltigkeitsberg. Sie begleitet sterbenskranke Menschen beim Frühstück, spielt mit ihnen Halma und unterhält sich mit den Hospizgästen. Nur schwer kann sie in Worte fassen, wie es sich anfühlt, wenn ein Gast stirbt und sie neben seinem Bett sitzt. Sie reibt ihre Hände aneinander, streicht über ihre dunkle Jeanshose. „Da ist eine Atmosphäre, die kann man gar nicht erklären. Ich mache dann immer ein Fenster auf, damit die Seele gehen kann“, sagt sie.

Der erster Gang der Gosheimerin

geht, wenn sie Zeit hat, in den Raum Veronika. „Da habe ich einen Blick auf den Dreifaltigkeitsberg und da bitte ich einfach um Hilfe, dass alles gut geht, dass ich für die Gäste auch eine Hilfe bin“, sagt sie. Nicht immer sei die Stille, die an einem Sterbebett herrsche, leicht auszuhalten, sagt Berenz. Es sei aber wichtig, den Sterbenden beim Sterben Zeit zu lassen. „Nicht so wie ich es gerne hätte, sondern wie es der Sterbende will“, sagt sie.

Im Raum Veronika steht eine dunkle Holzskulptur, auf der ein Buch liegt. In diesem wird eine Widmung für die Gäste geschrieben, nachdem sie im Hospiz verstorben sind. Rechts davon steht eine große Kerze, sie brennt nur dann, wenn ein Gast stirbt. Als Berenz morgens den Raum betritt, ist die Kerze aus. Keine drei Stunden später hat Susanne Schell, eine der drei Leiterinnen des Hospizes, den Docht entzündet. Die Kerze brennt. Ein Gast ist gerade gestorben.

Schell schreibt zuerst einige Sätze zu der Verstorbenen in das Buch. Dann schreibt sie mit weißer Kreide den Namen des verstorbenen Gasts, das Ankunfts- und das Sterbedatum auf eine Schiefertafel im Raum Veronika. Bevor sie die Leitung im Hospiz übernommen hat, war Schell als Stationsleiterin in einem Krankenhaus

angestellt. „Sterbegleitung einfach auch aus dem Grund, ich habe schon im Krankenhaus mitbekommen, dass man einfach die Zeit nicht mehr hat für unsere Sterbenden und Angehörigen. Mir sind Menschen verstorben, wo ich dann ins Zimmer kam und die waren einfach verstorben und ich konnte nicht dabei sein. Wo ich mir für mich gedacht habe 'Wie hätte ich das gerne, für mich, wenn ich in so einer Situation bin, wenn ich im Sterben bin. So ganz allein und verlassen und keiner da?“, sagt Schell. Sie möchte für die sterbenden Gäste und ihre Angehörigen Zeit haben.

Etwa 758 Gäste hat Schell in zehn Jahren im Hospiz begleitet. An manche Gäste denkt sie auch noch länger nach deren Tod. Besonders wenn sie die Gäste gut gekannt hat und eine persönliche Bindung zu ihnen hatte. Nachdem sie den Namen der Verstorbenen auf die Schiefertafel geschrieben hat, zieht sich Schell eine Jacke an. Draußen ist es kalt, aber ein neuer Gast kommt an. Ein Krankentransporter fährt vor und schiebt den Gast auf einer Liege ins Hospiz. Manche Gäste sind nur wenige Stunden im Hospiz, andere Tage, Wochen, manchmal sogar Monate. Sie alle begleiten die Hospizmitarbeitenden auf ihrem letzten Weg. Keiner soll allein gehen müssen.



eine Urne. FOTO: JULIA BRUNNER